

profil

unabhängige Nachrichtenmagazin Österreichs



Der LEIT- HIRSCH



Foto: Contrast

Foto: Walter Wobrazek

Der letzte Mohikaner der Weltrevolution, der Leithirsch der Grünen Bewegung, der Schrecken der Holzhackersozialisten – wer ist Günther Nenning? Personenbeschreibung von Christian S. ORTNER

ANATOMIE EINES HIRSCHEN

Wehe“, sagt Günther Nenning, „wer dem Volk seine Gartenzwerge raubt. Der Gartenzweig ist der letzte Beweis, daß dem Volk Poesie nottut.“
Nennings Gartenzweig ist einen guten

Meter hoch, aus Plastik und steht auf dem Balkon seines Wohn-Arbeits-Schlaf-Schmus-Grübel-Nachdenk-Büros im ersten Stock eines großbürgerlichen Hauses in der Wiener Museumstraße, gleich hinter dem Volkstheater.

Von seinem Platz am Balkon blickt der Nenningsche Gartenzweig mit durchaus interessierter Miene in den Kosmos des Günther Nenning: etwa dreißig Quadratmeter Selbstdarstellung eines durch und durch öffentlichen Menschen.
Schaut der Zwerg geradeaus, so kann er

das Katholische an Günther Nenning entdecken. Ein kleines Weihwassergefäß hängt am Türstock. Weihwasser ist allerdings keines drinnen.

Schaut der Zwerg dem Nenning über die Schulter, findet er, immer griffbereit, etwa eineinhalb Meter Lenin, gesammelte Werke im roten Einband.

Nenning greift allerdings selten hin. Der Rest ist Zugeständnis an die Notwendigkeit des minimalen Lebens. Ein Schreibtisch, der in Wirklichkeit ein Tapezierertisch ist; drei bequeme Lederstühle, Modell „Wassily“, nach einem Entwurf von Marcel Breuer; ein niedriger Couchtisch, wie man ihn in den fünfziger Jahren gehabt hat; ein nicht allzubreites Bett, das tagsüber von einer Stoffdecke zur Sitzgelegenheit umfunktioniert wird.

Und weil Nenning ein Intellektueller ist, kann man natürlich die Wände nicht sehen: Bücher vom Boden bis zur Decke, an allen drei Wänden, die der Gartenzweig von seinem Fensterplatz aus beobachten kann.

Eingebettet ist diese Denker-und-Lenker-Klausur in einen Betrieb, der nur auf den ersten Blick wie eine Zeitungsredaktion aussieht: das altehrwürdige „Forvm“, Anlaufstelle für Weltveränderer, linke Literaten und Gescheite, für all jene halt, denen es in der gesellschaftlichen Mitte schon ein bißchen zu eng geworden ist.

Und, seit einem knappen Jahr, ein Epizentrum des außerparlamentarischen Widerstandes gegen den Holzfäller-Sozialismus: Das Konrad-Lorenz-Volksbegeh-



ren wickelt einen Teil seiner Aktivitäten über das „Forum“ ab.

Jenes seltsame Aquarium, in dem Zeitung, Politik, Gewerkschaftsarbeit, Sinnlichkeit, Sozialarbeit und nebenbei wohl auch ein wenig Geschichte gemacht

wird, ist für Nenning Notwendigkeit. Eine 67 Jahre alte Frau, klein und lieb, ordnet ihm hier mütterlich das Leben, sagt ihm, wann er wo sein muß, organisiert ihm sein Hirschgeweih, wenn er für Fotografen posiert, chauffiert ihn auch einmal zu einem Termin, weil er keinen Führerschein hat.

Solcherart befreit von den Mühen der Ebene, kann sich Günther Nenning dem Wesentlichen widmen.

Das Wesentliche für Günther Nenning ist: das gute Leben des Günther Nenning.

„Gut leben“, definiert er, „heißt Widerstand leisten.“



Gerhard Oberschlick
„Der Günther ist eine Dichand-Marionette“

Foto: Walter Wobrazek

der gegen das Au-Kraftwerk ist, meinen die Lorenz-Leute, sei auch für den Nenning. Die Verknüpfung könnte Unterschriften kosten.

Vor allem die Sympathisanten aus den Reihen der Altparteien werden durch die Nenning-Pläne in einen Loyalitätskonflikt gestürzt. „Die hams schon schwer, jetzt ein Volksbegehren zu unterstützen, aus dem dann vielleicht eine Liste wird, die ihren eigenen Parteien bei den nächsten Wahlen Konkurrenz macht“ (Nenning).

Deshalb, verspricht er, wird er jetzt eisern schweigen: erst Volksbegehren, dann Einigung mit VGÖ und ALÖ, und dann ins Parlament. Basta.

Wer ihm per Stimmzettel ins Hohe Haus hilft, wird wohl tiefes Vertrauen brauchen. Denn: Außer den bekannten Grün-Themen hat Nenning noch nicht allzuviel anzubieten. „Die 37. ASVG-Novelle“, bekennt er offen, „interessiert mich nicht besonders.“

Aber weil er selten um eine gute Formulierung verlegen ist, hat er natürlich auch hier eine parat: „Das Problem mit den Altparteien ist ja gerade, daß sie Ersatzkichen geworden sind. Eine Kirche muß auf jede Frage eine Antwort wissen, eine Partei auch. Die grüne Bewegung nicht.“

Und überhaupt: „Wenn man sagt, daß der Wald in fünf oder zehn Jahren hin ist, dann werden viele andere Probleme, zu denen wir jetzt vielleicht keine Antwort parat haben, ziemlich unbedeutend.“

Unbedeutend ist für ihn auch die Frage, ob er beim bevorstehenden Parteausschlußverfahren – Termin gibt's noch keinen – von der sozialistischen Kirche exkommuniziert werden wird oder nicht. „Das ist mir schon ziemlich Wurscht.“

Für den Fall des Falles darf sich die Partei jedenfalls auf ein mittleres Feuerwerk gefaßt machen: „Ich werde dann ganz öffentlich die Frage stellen, ob der Sinowatz ein geeigneter Parteivorsitzender ist oder nicht.“

Er ist es, sagt Nenning schon jetzt, natürlich nicht.

Und schüttet noch einen Kübel Hohn nach: „Aber ich hab' das Gefühl, daß die



Anti-Nixon-Demo
Wertwandel-Profitierer?

Foto: Votava

Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt: Wenn das stimmt, dann lebt der Nenning goldrichtig.

Jetzt, mit 63, ein paar Jahre jünger als Heinz Conrads, wehrt er sich besonders heftig und das erstmal mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, Erfolg zu haben.

Denn: Wenn nicht noch ein mittleres sozialistisches Wunder passiert, dann sitzt Günther Nenning im nächsten Nationalrat.

„Ich habe“, übt er artige Selbstkritik, „in den Wochen nach Hainburg ein bisserl zu

sehr herumgespielt. Den Medien immer einen Brocken Fleisch hingeworfen, gesagt ich mach's, ich mach's nicht, ich mach's vielleicht. Damit muß jetzt endlich Schluß sein. Jetzt machen wir einmal das Volksbegehren, und dann kann man darangehen, eine Liste zu organisieren.“

Entschieden, sagt er, hat er sich schon: „Ich mach's.“

Bei seinen Freunden vom Konrad-Lorenz-Volksbegehren hat er mit seiner Entscheidung, Politiker zu werden, leichte Melancholie hervorgerufen: Nicht jeder,

Rodungsarbeiten in der Partei jetzt vorläufig eingestellt worden sind.“

Es sind dies die besonders lustvollen Momente im Leben des Günther Nenning: viel Feind, viel Ehr'; je mächtiger die Feinde, um so größer die Ehre.

„Er bezieht seine Lust aus seiner Märtyrerrolle in der Partei“, analysiert Heidi Pataki, Journalistin und Schriftstellerin, die Nenning seit fast zwanzig Jahren kennt, „er bezieht seine Freuden aus dem Leiden, und er achtet deswegen nur die, die ihm Widerstand leisten, wie jeder Narziß. Interessant ist nur, was er nicht erreichen kann.“

So gesehen muß der letzte Parteitag der SPÖ für Nenning ein ekstatisches Erlebnis gewesen sein. Nenning pinkelte der Partei verbalerotisch ans Bein und nahm dafür die Watschen der Parteigranden entgegen.

Keiner der Mächtigen blieb dem



Foto: Rudolf Bihara

„Wurschtel“ (Kreisky über Nenning) seinen Tribut schuldig.

Sepp Wille etwa, „seit einem Vierteljahrhundert“ mit Nenning befreundet, ortete schlicht und einfach „eine tiefe persönliche Frustration“.

„Dein Problem“, warf er dem Genossen vor, „ist, daß du ein verlust- und gewinnabhängiger Unternehmer bist, daß du mit deiner Zeitung keine Erträge und Gewinne erwirtschaftest.“

Heinz Fischer, ebenfalls ein „langjähriger Freund“, wirft dem Genossen Günther Entfremdung von der Basis vor: „Da geh' hin zu denen in Ternitz . . . die arbeitslos sind oder Angst haben vor Arbeitslosigkeit, und erkläre ihnen, sie sollen sich freuen, daß sie von lebenslänglicher kapitalistischer Fremdarbeit befreit sind. Du wirst keinen großen Erfolg damit haben, lieber Freund.“

Und Kanzler Sinowatz, in seiner simplen Struktur kein Freund der Nenningschen

Verbalerotik, warf dem Genossen schlicht und einfach seine Lust am Fabulieren vor: „ . . . mir geht hier die Beziehung zur Realität ab, ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier bisweilen Formulierungen gebraucht werden, damit man damit in die Zeitungen kommt und damit heute im Fernsehen und Rundfunk aufscheint.“

Da muß er wohl lustvoll gelitten haben, der Günther, wie sie ihn alle so geprügelt haben.

Wobei ihm die Öffentlichkeit der verabreichten Bastonade zweifellos zusätzlichen Lustgewinn verschafft. Während er im Zwiegespräch – das er ohnehin nur führt, wenn's unumgänglich ist – eher lustlos formuliert, wenig klare Aussagen über sich selber findet und zu jeder Erklärungsvariante auch gleich das Gegenteil anbietet, animiert ihn die Öffentlichkeit, das Publikum, zu verbalen Höhenflügen.

Als er etwa einmal in der Wiener Uni mit einem bekannten Journalisten ein heftiges Scharmützel hatte, wollte der Journalist auch noch im Auto mit ihm über dieses Thema weiterstreiten.

Nenning wurde einsilbiger und einsilbiger, bis das Gespräch endgültig zu versanden drohte. Bis der ihn fragte, ob ihn denn das Thema nicht mehr interessiere.

„Schon“, antwortete Nenning, „aber haben Sie schon einmal zwei Ritter gesehen, die nach dem Turnier noch weiterkämpfen, wenn die hübschen Burgfräulein schon längst vom Fenster verschwunden sind?“

Die Form gilt ihm offenbar, Krankheit vieler Intellektueller, manchmal mehr als der Inhalt. Seine Meinung, hat eine Langzeitfreundin beobachtet, entsteht oft aus einer brillanten Formulierung.

Die Scheu, auf den falschen Zug aufzuspringen, ist ihm offenbar recht fremd: besser der falsche Zug als gar nicht unterwegs.

Als ihn etwa, kurz nach der polizeilichen Au-Aktion, der Wiener Bürgermeister Helmut Zilk anrief und ihm eine ordentliche Kopfwäsche verpaßte („Du schadest der Partei“), war er darob nicht im geringsten geknickt. „Die Hauptsache ist doch“, freute er sich, „daß mich der Zilk überhaupt anruft.“

Alles dreht sich, alles bewegt sich in der Welt des Günther Nenning, und vielen ernsthaften Linken wird beim Zuschauen so schlecht, daß sie sich mit Grausen abwenden.

Er bietet ihnen einfach zu viele Angriffsflächen, als daß sie ihn noch als einen der Ihren akzeptieren könnten.

Da ist einmal die atemberaubende Metamorphose, die er in den letzten vierzig Jahren mitgemacht hat: vom romantisch-lyrischen Mittelschüler, der sich freiwillig

zur deutschen Wehrmacht meldet, obwohl er sieht, wie rund um ihn herum die Verwandten seiner jüdischen Mutter in den Tod verschwinden, hin zum Redakteur der sozialistischen „Neuen Zeit“ in Graz, der „ohne sonderliche Überzeugung“ der SPÖ beitrifft.

Roter Schreiberling geworden, wechselt er plötzlich ins liberale, damals noch von der CIA finanzierte „Forvm“ des Friedrich Torberg und bootet den alten Herrn auch prompt aus: Die Finanzierung wird von CIA auf SPÖ umgestellt, die Auflage klettert unaufhörlich. Ende der sechziger Jahre ist das „Forvm“ eine relativ einflußreiche Zeitschrift.

Zu den politischen Metamorphosen gesellen sich die privaten: Zuerst ist er evangelisch, dann ist er katholisch, dann ist er, bis heute, verheiratet. Die Ehe scheitert, weil Günther Nenning die freie Sexualität entdeckt und auslebt. Seine Sinnlichkeit, heftig ausgelebt und Gegenstand zahlreicher Berichte – nicht gerade gegen seinen Willen geschrieben – wird geradezu öffentliches Kulturgut des deutschen Sprachraumes und ist es bis heute geblieben: Auch der 63jährige Nenning pflegt sich, übersinnlich wie er ist, mit stets wechselnden, aber meist bildhübschen jungen Frauen zu umgeben, liebevoll-patriarchalisch „Mausis“ genannt.

Wer so unverschämt auslebt, was biederer Funktionärstypen nicht einmal als Wunsch über die verkniffenen Lippen käme, der darf sich über die Folgen des Sexualneides nicht weiters wundern.

Aber das tut er ja sowieso nicht. Zumal er ja, auch abseits der veröffentlichten Sinnlichkeit, seinen linken Kritikern jede Menge Munition liefert.

Seit er sich, im Zuge seiner weiteren Metamorphosen, immer wieder zum Leit-hirsch von Bewegungen machte, die gegen irgend etwas waren (gegen das Bundesheer, gegen den Nixon-Besuch in Salzburg, gegen das Kraftwerk in der Au), werfen ihm die Gralshüter der Weltrevolution immer wieder Verrat vor.

Sie werfen ihm ein finstres Doppelspiel vor: Er vereinnahmt eine junge Bewegung, um sie dann den Mächtigen zu verkaufen und den dabei entstandenen ideologischen Mehrwert einzustreifen.

Günther Nenning, der Wertwandel-Profitteur? ▶▶





► Einer, der stets am Strand des Ideen-Ozeans steht, nach neuen Wellen Ausschau hält und flugs sein Surfbrett packt, wenn ihm eine Welle stark genug erscheint, ihn ein wenig weiter zu tragen?

„Es ist dies“, formuliert er, „doch in Wahrheit das einzige sittliche Verhalten. Wenn ich eine Entwicklung erkenne und sie für gut halte, warum soll ich da nicht mitmachen? Ich bin ja nicht Napoleon oder Cäsar, warum muß ich selbst jede Entwicklung auch noch erfinden?“

Günther Nenning ist nicht der Verkäufer der neuen Wellen, und er hat wohl ein beachtliches Talent in diesen Dingen.

Die grüne Bewegung etwa wußte schon, warum sie auf den Nenning kommt: Er weiß, wie's geht.

Wenn ein Häufchen ökologisch Bewegter eine Pressekonferenz veranstaltet, dann fabriziert es in aller Regel ein 30 Seiten langes Papier, liefert noch die 17 Minderheitenstandpunkte dazu und erreicht nur eines: gähnende Langeweile.

Wenn Nenning das gleiche Thema verkaufen will, setzt er sich ein Geweih auf und kann sicher sein, drei Minuten in der ZiB zu bekommen.

Jene Bewegungen, deren Vereinnahmung ihm seine Kritiker vorwerfen, wären ohne ihn wohl nie über das Embryonalstadium hinausgekommen. Wer je unter den chaotischen Organisationstalenten des Konrad-Lorenz-Volksbegehrens gelitten hat, der weiß Nennings Erfahrung im Bereich der revolutionären Strategien zu schätzen.

Vor allem aber kann er den Volksbegehrens-Bewegten jedes Jahrzehntes mit seinem journalistischen Potential dienen. Als begnadeter Schreiber versteht er es wie kaum ein anderer, die diffusen Gefühle, Ängste und Motive einer ganz anderen Generation in klare Sätze zu transformieren.

Daß er davon „recht gut leben kann“ (Nenning), macht ihn zu einem beweglichen Ziel der linksorthodoxen Neidgenossenschaft. Noch dazu, wo er kein Hehl daraus macht: „Ich verdiene im profil 9000 Schilling pro Kolumne (also 36.000 Schilling im Monat), 21.000 Schilling für jede Moderation in der ARD-Sendung ‚3 nach 9‘ und habe früher noch 15.000 Schilling für jeden von mir gemachten ‚Club 2‘

bekommen. Dazu kommen noch Buchhonorare von durchschnittlich 70.000 Schilling pro Titel.“

Reich ist er dabei nicht geworden: Sein Bankkonto ist im Durchschnitt mit 300.000 Schilling im Minus, und für das „Forvm“, das Volksbegehren haftet er privat mit fast drei Millionen Schilling.

„Irgendwann einmal“, freut er sich, wird die Bank an meinem offenen Grabe stehen und sagen, da unten liegt einer, der uns sehr viel Geld schuldet.

Haben schon die wenigsten seiner Mitstreiter aus alten „Forvm“-Tagen verkraften können, daß der Günther plötzlich vom „Kurier“-Konzern, vom deutschen Fernsehen und von Gerd Bacher Geld nimmt, so sind ihm auch noch die letzten Getreuen davongelaufen, seit er vor genau einem Jahr den Gottseibeius persönlich getroffen hat, noch dazu im Hotel Bristol: Hans Dichand, den Boß der „Kronen-Zeitung“.

Nenning hat da keinerlei Berührungsängste: „Das ist“, ätzt er, „so ein typisch linkes Thema – die ‚Krone‘ ist der größte Schuft im Lande.“

Gerhard Oberschlick etwa, Nennings engster Kampfgefährte seit fast einem Vierteljahrhundert, konnte diese Kurve nicht mehr kratzen. Für den ehemaligen „Forvm“-Blattmacher Oberschlick ist Dichand „das Krebsgeschwür dieses Landes, jemand, der im Journalismus nichts zu suchen hat. Und der Günther hat sich zu seiner Marionette gemacht.“

Jetzt läuft Oberschlick, von Nenning aus dem „Forvm“ geworfen, von Zeitungsredaktion zu Zeitungsredaktion und versucht, eher leichtgewichtiges Material gegen die einstige Vaterfigur zu verkaufen.

Nenning dagegen findet für seinen Koalitionspartner Dichand nur milde Worte: „Die ‚Kronen-Zeitung‘ war der Sozialdemokratie gegenüber nie wirklich feindlich eingestellt. Und die Kolumnen vom Staberl les' ich einfach nicht.“

Das ist verständlich. Hat doch der Herr Nimmerrichter unter seinem Pseudonym Staberl stets so über den Nenning geschrieben, daß man förmlich sehen konnte, wie er beim Schreiben grün wird im Gesicht vor Galle: „Selbst dann, wenn Kreisky gar niemals in seinem Leben recht gehabt haben sollte, hätte er mir noch immer an jenem Tag genau aus dem Herzen gesprochen, als er ... Dr. Günther Nenning in aller Form einen Wurstel genannt hat. Eine bessere, kürzere und genauere Charakterisierung dieses Mannes hat bisher wahrhaftig niemand zuwege gebracht ... Die Witze und Tricks des Herrn Nenning sind nämlich derart öd, daß man dafür in der Arche Noah wohl Strafrudern bekommen hätte.“

Begnügte sich Nimmerrichter 1977 noch

damit, Nenning einen Wurstel zu nennen, rückte er ihn – Ball paradox – 1983 in die Nähe der Faschisten: „Wem die Denunziantenpartie, der Nenning, Brandstaller, Eva Kreisky und Co., nicht ebenso zuwider ist wie seinerzeit die Nazis, dem wäre weiters nicht mehr zu helfen.“

Der Nenning steckt das weg wie alles Böse, das über ihn geschrieben wird: „Ich bin recht gut im Verdrängen. Das hilft mir sehr, ein glücklicher Mensch zu sein.“

Der Herr Nimmerrichter hat da offenbar mehr Probleme, zu verkraften, daß der „Denunziant“ dieser Tage in der „Krone“ meistens ein paar Seiten vor dem Staberl publizistisch gewürdigt wird und, noch schlimmer, von Dichand einen Kolumnistenvertrag angeboten bekommen hatte: „Über den Herrn Nenning will ich mich im profil nicht äußern.“

Nenning, gesegnet mit den milden Gaben der selektiven Wahrnehmung und der selektiven Erinnerung, würde auch vor der „Bild-Zeitung“ nicht zurückschrecken: „Wenn sie schriebe, daß der Wald gerettet werden muß – warum denn nicht, um Gottes willen.“

Vor Widersprüchen dieser Art, vor seltsamen Koalitionen und paradoxen Partnerschaften hat er noch nie Angst gehabt: Er liebt den Widerspruch in beiden Bedeutungen des Wortes und lebt den Widerspruch genußvoll bis zur Neige aus: als roter Grüner; als Kampfgefährte der „Krone“; als Ehemann, der sich nicht scheiden läßt, weil er katholisch ist und trotzdem bei anderen Frauen glücklich wird; als machistischer Liebhaber und überzeugte Feministin; als Vorkämpfer des Rechts auf Abtreibung, der letztes Jahr die „Aktion Geborene für Ungeborene“ unterstützt hat; als Sohn einer jüdischen Mutter, der als Katholik „in jüdischer Gesellschaft schon ein besonderes Gefühl der Wärme empfindet“; als Revolutionär, der sich in Maßanzüge kleidet; als Mensch, der Hirsch geworden ist.

Wenn er aber, eines ferneren Tages, das Geweih an die Wand hängen wird, dann wird er etwas, natürlich, vollkommen anderes machen.

Hinter seinem Schreibtisch hat er das Material vorbereitet: 85 grüne Kästen, die rund 10.000 Karteikarten mit europäischen Ortsnamen beinhalten. Ortsnamen, deren Ursprung unklar ist. Mit ihrer Hilfe will er ein grundlegendes Werk der Etymologie schreiben: der Versuch, die (vollkommen unbekannte) Sprache der Vorgeschichte zu rekonstruieren.

Das Monsterwerk wird wohl Nennings Unvollendete werden. ■■